

Potentiale persönlicher Mythen – Das Expressive Selbstportrait als Zugang zum persönlichen Umgang mit Aggression, Selbstbehauptung und Zivilcourage

Summary

Nationen wie Individuen versuchen sich mit Mythen eine unverwechselbare Identität zu geben, Der nationale Mythos ist eine Meistererzählung, in der sich tatsächliche Ereignisse zu einem idealisierten Bild verdichten – unter Ausschließung von Aspekten, die die positive Selbststilisierung stören. Nationale und persönliche Mythen folgen ähnlichen Mustern und bilden die Grundlage unserer Selbstbilder. Die Bewusstheit über das Zustandekommen, die Wirkungsweisen und Funktionen solcher Mythen kann nicht nur zu einem besseren Verständnis unserer Identität beitragen, sondern auch eine Basis zum Abbau von Destruktion leisten. Mit „Art-Coaching“ haben wir ein Verfahren entwickelt, das anknüpfend an die Herausarbeitung des persönlichen Mythos und die Gestaltung eines Expressiven Selbstportraits, nicht nur zu einem vertieften Verständnis der Quellen unserer Identität beitragen, sondern auch Wege zu deren bewusster Gestaltung weisen kann.

Inhalt:

1. Der persönliche Mythos
2. Zur Geschichte des Selbstportraits: Die Entdeckung des Ich
3. Das Expressive Selbstportrait als Zugang zu sich selbst und anderen
4. Das Expressive Selbstporträt: „Inszenierte Individualität“ oder Selbsterkenntnis?
5. Das Expressive Selbstportrait als Instrument des Abbaus von Aggression und der Förderung von Selbstbehauptung und Zivilcourage

1. Der persönliche Mythos

„Um mich zu kennen, musst du meine Geschichte kennen; denn meine Geschichte definiert, wer ich bin. Um mich selbst zu kennen, um Einblick in den Sinn und die Bedeutung meines Lebens

zu gewinnen, muss ich selbst meine Geschichte kennen. Ich muss die Erzählung des Selbst in all ihren Besonderheiten erkennen, den persönlichen Mythos, den ich insgeheim, unbewusst im Laufe der Jahre geschaffen habe. Er ist eine Geschichte, die ich fortwährend revidiere und mir selbst (und manchmal anderen) zu meinem Leben erzähle.“¹

Mit diesen Worten, die eine Quintessenz seiner Theorie auf den Punkt bringen, leitet der amerikanische Psychologe Dan P. McAdams die zusammenfassende Darstellung seiner langjährigen Untersuchungen ein: „Das bin Ich. Wie persönliche Mythen unser Selbstbild formen“ lautet der Titel der deutschen Übersetzung des 1993 in der amerikanischen Originalausgabe erschienenen Buches: „The Stories we live by. Personal Myths and the Making of the Self.“

Ausgehend von der These, dass wir alle „Geschichtenerzähler“ seien und bestrebt sind, den einzelnen und oft verwirrenden Erfahrungen unseres Lebens einen zusammenhängenden Sinn zu geben, unternimmt Mc Adams den Versuch, Strategien und Muster herauszufinden, mit denen wir unser Selbst immer wieder neu narrativ erschaffen.

Von der griechischen Mythologie zum nationalen Mythos

Mit dem Konzept des „Mythos“ knüpft Mc Adams an eine jahrtausendjahrealte Tradition des Versuchs der Erklärung der Welt durch Mythenbildung an: Ähnlich wie in der griechischen Mythologie zeichnet es die Menschheit bis heute aus, dass sie ihrem Dasein über große Erzählungen einen Sinn zu geben versucht. Wie unlängst die Ausstellung „Mythen der Nationen“ im Deutschen Historischen Museum in Berlin eindrucksvoll zeigte², bestimmen kollektive nationale Mythen bis heute unser Denken. Die Ausstellungsmacher führen aus:

„Zum Verständnis der Bedeutung und Funktion von nationalen, kollektiven Erinnerungen muss man sich bewusst machen, dass Nationen ein geistiges Konstrukt sind. Sie beruhen weder auf >rassischen<, sprachlichen, religiösen noch auf geographischen Kriterien, sondern auf einem >geistigen Prinzip< (Ernest Renan): >Zwei Dinge, die in Wahrheit nur eins sind, machen diese Seele, dieses geistige Prinzip aus. Eins davon gehört der Gegenwart an, das andere der Vergangenheit. Das eine ist der Besitz eines reichen Erbes an Erinnerungen, das andere ist das gegenwärtige Einvernehmen, der Wunsch zusammenzuleben. (...) Eine Nation ist eine Solidargemeinschaft, getragen von dem Gefühl der Opfer, die man zu bringen gewillt ist. Sie setzt eine Vergangenheit voraus, aber trotzdem fasst sie sich in der Gegenwart in einem greifbaren Faktum zusammen: der Übereinkunft, dem deutlich ausgesprochenen Wunsch, das gemeinsame Leben fortzusetzen.<

¹ McAdams D.P. (1996). Das bin ich. Wie persönliche Mythen unser Selbstbild formen. Hamburg: Kabel, S.7

² Deutsches Historisches Museum Berlin (2004). Mythen der Nationen. 1945. Arena der Erinnerungen. Begleitmaterial zur Ausstellung.

Alle Nationen benutzen *historische Mythen*, in denen sie sich wieder erkennen, nach innen vereinigen und nach außen abgrenzen. Nationale Mythen deuten die Vergangenheit und sind Geschichtserzählungen, die sich ökonomischem, sozialem und kulturellem Wandel anpassen, mit anderen Erzählungen konkurrieren und durch neue Deutungen ersetzt werden können. Die tiefere Motivation dieser oft als objektiv missverstandenen Mythen ist nicht so sehr die Wiedergabe der *Wahrheit* über die Vergangenheit, als vielmehr der *subjektive Wille*, eine mehr erträumte als wirkliche Vergangenheit gegenwärtig zu machen.³

Im Bild des heldenhaften Sowjetsoldaten oder des amerikanischen Befreiers etwa verdichten sich solche einseitig positiv besetzten Traumbilder, mit denen sich an Gedenktagen die Mitglieder der jeweiligen Nationen identifizieren, um am „Ruhm“ der Nation teilhaben ein intensives Gefühl der Zugehörigkeit entwickeln zu können.

Vom nationalen Mythos zum persönlichen Mythos

Ähnlich den Verklärungen der antiken Mythologie⁴, die das goldene Zeitalter beschreiben wollte, aber auch der aktuelleren mythologischen Selbstvergewisserung von Nationen, suchen wir alle im Mythos einen Halt, auch wenn es den Wenigsten bewusst sein dürfte. Mit der Deligitimierung des Nationalen und dem Individualisierungsschub, der Ulrich Beck zufolge moderne Gesellschaften prägt, rückt der Tanz ums goldene Kalb des Selbst in den Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit und so kann es nicht überraschen, dass kollektiver Mythen in den Hintergrund geraten, und die Suche nach dem persönlichen Mythos in den Vordergrund tritt. Wie der nationalen Mythos die Wechselfälle der Geschichte zu typisieren und ihnen einen höheren Sinn zu geben sucht, so versuchen auch wir mit unserem persönlichen Mythos die widersprüchlichen und verwirrenden Erfahrungen unserer individuellen Biographie so zu ordnen, dass wir uns in unseren Handlungen wiedererkennen können, ein konsistentes Selbst entwickeln und in der Lage sind, uns nach außen als unverwechselbares Individuum mit einem spezifischen persönlichen Profil abzugrenzen. Die Parallelen zu Konstruktionsprinzipien und Funktionen kollektiver Mythen fallen ins Auge, auch wenn Mc Adams in erster Linie an der Untersuchung persönlicher Mythen interessiert ist. Nationale und persönlichen Mythen eint die Leistungen von Komplexitätsreduktion und Ausbildung einer konsistenten Identität.

Wie wir weiter unten sehen werden, scheint hier auch ein Problem auf: Abgrenzung dient nicht nur der Konturierung unverwechselbarer individueller bzw. nationaler Identität, sondern kann auch der Erhöhung, der Steigerung des Selbstwertgefühls im Kontrast zu anderen, fremden und damit der Ausgrenzung und Abwertung dienen. Unsere Geschichte zeigt, dass solche Prozesse der Abgrenzung oder gar Ausgrenzung sehr schnell in Formen extremer Destruktion bis hin zum

³ DHM (2004), S.24

⁴ vgl. hierzu Dommermuth-Gudrich G. (2005,8). 50 Klassiker Mythen. Hildesheim Gerstenberg; Blackwell C.W. & Blackwell A.H. (2004). Mythen. Bonn: mitp-Verlag.

Genozid umschlagen können. Wie Harald Welzer⁵ jüngst in seiner bedrückenden Untersuchung „Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden“ gezeigt hat, stehen am Anfang der Destruktion Mechanismen der Konstruktion eigener Überlegenheit und der Ausgrenzung bzw. Abwertung des Fremden. Die positiven Leistungen persönlicher und nationaler Mythen, im Sinne einer Orientierungsfunktion, können deshalb nur dann konstruktiv genutzt werden, wenn wir wissen, wie sie entstanden sind und welchen Stellenwert sie im Rahmen nationaler und individueller Identitätsbildung haben. In dem Bestreben, die positiven Leistungen des persönlichen Mythos zu erschließen und ein Bewusstsein für die problematischen Aspekte zu fördern, haben wir unter dem Namen „Art-Coaching“ ein Verfahren entwickelt, mit dessen Hilfe man seinen persönlichen Mythos herausfinden und gestalten, sowie reflexive Distanz zu dessen Leistungen und Begrenzungen entwickeln kann.

Vom persönlichen Mythos zum Kreativen Feld

Auch wenn es ein Kennzeichen kollektiver wie persönlicher Mythen gleichermaßen ist, dass sie nicht „die Wahrheit“ abbilden, sondern mehr oder minder subjektiv gefärbte Konstrukte sind, so handelt es sich Mc Adams zufolge doch dabei nicht um „Wahnvorstellungen“ oder „Selbsttäuschungen“, sondern um den Versuch, eine unverwechselbare Identität sei es als Nation oder als Person in Abgrenzung zu anderen zu behaupten. Mc Adams schreibt bezogen auf den persönlichen Mythos:

„Grundlage dieser Theorie ist die Idee, dass jeder von uns über die Schaffung einer heroischen Geschichte vom Selbst erfährt, wer er ist. Mein Ziel ist es zu untersuchen und zu erklären, wie jeder von uns bewusst und unbewusst einen persönlichen Mythos konstruiert.“⁶

Die Stärke seines Verfahrens besteht aus unserer Sicht in seinem Fokus auf die Unverwechselbarkeit, die Einmaligkeit der Person und des von ihr unablässig neu gebildeten persönlichen Mythos. Mc Adams wörtlich:

„Jeder persönliche Mythos ist individuell einmalig; und er ist, mehr als alles andere, das, was Sie einmalig sein lässt. Mein Ziel ist es nicht, Ihnen zu zeigen, inwieweit Ihr Mythos Ähnlichkeiten mit dem einer anderen Person aufweist. Ich glaube nicht, dass wir allzu viel über uns selbst erfahren, wenn wir feststellen, dass wir einem bestimmten >Typus< zuzurechnen sind. Um zu begreifen, wer wir sind und wie wir unserem Leben am besten einen Sinn geben können, müssen wir versuchen die spezifische Natur unseres einmaligen Lebenslaufes und unserer Lebensreise verstehen zu lernen.“⁷

⁵ Welzer H. (2005). Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden. Frankfurt: S.Fischer.

⁶ McAdams (1996), S.7

⁷ a.a.O.

Im Unterschied zum nationalen Mythos geht es also hier nicht um eine kollektive Verklärung, in der das Individuum unterzugehen droht, sondern ganz im Gegenteil, um die Herausarbeitung der eigenen *Einmaligkeit im Rahmen kollektiver Vielfalt*.

Letzterer Gesichtspunkt hat uns bewogen, unser Verfahren im Rahmen von Großgruppen anzuwenden, Gruppen von 40 bis 200 Teilnehmern/innen, die in einem ersten Schritt mithilfe eines von Mc Adams entwickelten Interviewleitfadens ihren persönlichen Mythos erkunden und in einem zweiten Schritt mithilfe des von Schmieling-Burow entwickelten Verfahren des Expressiven Selbstportraits ihre Selbstbild bildnerisch gestalten. Fragen nach prägenden Erlebnissen und Personen, nach Vorbildern und Helden, nach Schlüsselereignissen in der eigenen Biographie, nach grundlegenden Überzeugungen, Lebensthemen und Zukunftsbildern sollen dazu helfen, die persönliche Erzählung herauszufinden, mit dem wir unserem Leben Kohärenz und Sinn zu geben suchen. Die Auseinandersetzung mit diesen Fragen in selbstorganisierten Kleingruppen führt nicht nur zu einer breiten Diskussion über Identitätskonzepte, sondern bahnt auch einen Einblick in unterschiedlichste Möglichkeiten persönlicher Mythenbildung an. Im Design unseres Seminars setzen wir auf einen Wechsel von individueller Selbstreflexion, kollektivem Austausch und kollektiver Aktion. Im Unterschied zu McAdams sehen wir allerdings ein Ziel darin, sowohl beim Austausch über die individuellen Mythen wie auch später durch die Konfrontation mit vielfältigen Selbstporträts Gemeinsamkeiten, ja Umriss des Bewusstseins einer kollektiven Identität - hier auch bezogen auf das potentielle Berufsbild als Lehrer bzw. Pädagoge im Rahmen der Lehrerausbildung* - anzubahnen.

Die Konturierung kollektiver Identität etwa eines Teams, einer Organisation oder gar einer demokratischen Nation beruht – wie wir in unseren Seminaren eindrücklich erfahren - nicht auf einer Verleugnung von Individualität, sondern auf der selbstbewußten Behauptung eigener Identität in Auseinandersetzung mit anderen. In der Begegnung der profilierten Individuen erst entsteht die Chance, Mitglied in einem kollektiven „Kreativen Feld“ zu werden, wie es Burow in der „Individualisierungsfalle“⁶ beschrieben hat. Die Bewusstheit über die Konstruktionsprinzipien des eigenen persönlichen Mythos ist hier zugleich Voraussetzung zur Teilhabe an einem Synergiefeld, in das ich selbstbewußt meine Stärken und Schwächen einbringe, Synergiepartner finde, mit denen ich meine Begrenzungen überwinden und damit meinen Spielraum nachhaltig erweitern kann, etwa in einer Weiterentwicklung meines persönlichen Mythos als Teil eines gemeinsam geteilten Mythos im Rahmen eines kreativen Synergieteam. Ein Weg den Mitglieder von Musikgruppen, wie z.B. die Comedian Harmonist

* Vgl. Burow & Schmieling-Burow (2005). Art-Coaching: Das expressive Selbstportrait als Weg zur Klärung der persönlichen und beruflichen Identität im Pädagogik-Studium. In: Burow & Hinz (Hg.) (2005). Die Organisation als Kreatives Feld. S.247-278

⁶ Vgl. Burow O.A. (1999). Die Individualisierungsfalle. Kreativität gibt es nur im Plural. Stuttgart: Klett-Cotta.

oder die Beatles, aber auch Erfinderteams wie z.B. Steve Jobs Und Steven Wozniak bei der Entwicklung des Personalcomputers gewählt haben.¹⁰

Typische Charaktere des persönlichen Mythos

„Er ist zunächst einmal eine besondere Art der Geschichte, die jeder von uns naturgemäß konstruiert, um die verschiedenen Teile des Selbst und unseres Lebens zu einem sinnvollen und sinnerfüllenden und überzeugenden Ganzen zusammenzufügen. Wie alle Geschichten hat auch der persönliche Mythos einen Anfang, eine Mitte und ein Ende, die durch die Entwicklung der Handlung und der Charaktere definiert werden. Mit unserer Geschichte versuchen wir eine überzeugende ästhetische Aussage zu machen. Der persönliche Mythos ist ein Akt der Imagination, der versinnbildlicht erinnerte Vergangenheit, wahrgenommene Gegenwart und antizipierte Zukunft integriert. Wir sind zugleich Autor und Leser unseres Mythos.“¹¹

Entscheidend ist nun die Einsicht, dass die Geschichte, die den Mythos repräsentiert zunächst in unserem Inneren ist und uns normaler Weise nicht bewusst ist, obwohl es doch der Mythos ist, durch den wir uns erst schaffen.

McAdams meint nun, dass unser persönlicher Mythos entscheidend geprägt ist durch die Wahl der Hauptcharaktäre, der internalisierten Imagines, mit denen wir unsere persönliche Geschichte besetzen. Hierzu hat er folgende Typologie entwickelt:¹²

Typische Charaktere des persönlichen Mythos

(nach Mc Adams 1996, S.133)

Instrumentalität und Partizipation

Der Heiler
Der Lehrer
Der Ratgeber
Der Humanist
Der Schiedsrichter

Instrumentalität

Der Krieger (Ares)
Der Reisende (Hermes)
Der Weise (Zeus)
Der Macher (Hephaestus)

Partizipation

Die Liebende (Aphrodite)
Die Fürsorgerin (Demeter)
Die Freundin (Hera)
Die Ritualistin (Hestia)

Geringe Instrumentalität/Geringe Partizipation

Der Eskapist
Der Überlebende

¹⁰ Detailliert beschrieben in „Die Individualisierungsfälle. Kreativität gibt es nur im Plural“ (Burow 1999) und „Ich bin gut – wir sind besser“ (Burow 2000)

¹¹ ders. S.8

¹² ders.S.133

Es handelt sich um positive Idealisierungen des Selbst, die keinesfalls als eindeutige Zuschreibung, sondern nur als Orientierung dienen können. Negative Typen ergeben sich aus den Gegenbildern. Die Typen beschreiben Grundrichtungen, die individuell ausdifferenziert werden müssen.

McAdams behauptet eine Abhängigkeit von der Wahl der Hauptcharaktere und der Qualität unserer Identität:

„Welche Art von Hauptcharakteren wir in unsere Geschichten übernehmen – Geschichten, die unser Selbst definieren – ist letztendlich mitentscheidend für die Qualität unserer Identität.“¹³

Wenn wir also mehr darüber wissen wollen, wie unsere Identität beschaffen ist und welche Vorstellungen unser Handeln leiten, müssen wir mehr über die Hauptpersonen unseres Lebens wissen.

Die schablonenhafte Darstellung von Hauptcharakteren, dient allerdings weniger der eindimensionalen Zuordnung zu einem bestimmten Typus, sondern eher als Reflexionsfolie, vor deren Hintergrund man sich klarer über bestimmende Tendenzen des eigenen Mythos werden kann.

Das Expressive Selbstportrait: Eine erweiterte Ausdrucksform des persönlichen Mythos

Aus einer Vielzahl von Seminaren im In- und Ausland, in denen wir mit dem Mythenkonzept McAdams gearbeitet haben, wissen wir, dass sein Leitfaden, den wir modifiziert haben, ein äußerst wirksames Instrument ist, einen Bewusstwerdungsprozess über die eigene Mythenbildung in Gang zu setzen und Personen und Gruppen darin unterstützt, zu erkennen, wie sie ihren „Lebensraum erlebnismäßig strukturieren“¹⁴; insbesondere zu erkennen, welchen meist nicht bewussten Leitbildern sie folgen.

Der narrative Zugang weist jedoch Beschränkungen auf, wenn es darum geht, tieferliegende Bedeutungsebenen bzw. bislang ungenutzte kreative Potentiale zu erschließen und sichtbar zu machen. Da wir davon ausgehen, dass es Kreativität nur im Plural gibt, wir unsere ungenutzten Potentiale also nur aufgrund einer *Befreiung aus der Individualisierungsfalle*¹⁵ im Dialog mit anderen nutzen können, haben wir nach Wegen gesucht, wie man sowohl eine Ausdrucksebene erreichen kann, die die Begrenzungen des narrativen Zugangs überwinden, als auch das Entstehen *Kreativer Felder* anbahnen kann.

Die Gestaltung Expressiver Selbstportraits in der Großgruppe weist einen Weg in diese Richtung. Anknüpfend an eine historische Nachzeichnung der Entdeckung des Ich im Selbstportrait in der Malerei skizzieren wir nachfolgend unser Verfahren, um anschließend dessen Leistungen und Begrenzungen aus soziologischer Perspektive einzuschätzen.

¹³ ders.S.10

¹⁴ Der Begriff „Lebensraum“ und das Konzept der „erlebnismäßigen Strukturierung“ geht auf Kurt Lewin und seine Feldtheorie zurück, die in Burow (1999) knapp skizziert ist.

¹⁵ Vgl. Burow (1999)

2. Zur Geschichte des Selbstportraits: Die Entdeckung des Ich

Richard van Dülmen (2001) hat einen beeindruckenden Reader zur Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart herausgegeben, der in Beiträgen von Autoren/innen verschiedener Disziplinen die „Entdeckung des Ich“ nachzeichnet. Für die uns interessierende Fragestellung, nämlich die Untersuchung der Möglichkeiten erweiterter Selbsterkenntnis vermittelt der Herausarbeitung des persönlichen Mythos sowie der Schaffung eines Zugangs zur eigenen Innenwelt vermittelt des Verfahrens des Expressiven Selbstportraits, hat Christian Wagner in seinem Beitrag „Porträt und Selbstbildnis“ wichtige Hintergründe zur Entstehung und Funktion des Portraits herausgearbeitet. So vertritt er die These, dass keine künstlerische Bildgattung den Prozess der Individualisierung im Übergang vom Mittelalter zur Renaissance so vielgestaltig spiegele wie das Portrait und das Selbstportrait¹⁶

Während man im 12., 13. und 14. Jahrhundert eher vereinzelt Bildnisse vorfindet, entsteht im 15. und 16. Jahrhundert eine „überwältigende Flut“ an Portraits, wobei sich deren Gestaltung und Funktion schrittweise ändern. So entwickelt sich im Portrait eine eigene Sprache, es werde zu einem spezifischen Erkenntnisinstrument, welches das sich historisch verändernde Selbstverständnis des Menschen in Form spezifischer Darstellungsweisen artikuliere. Dabei gehe es den Künstlern zunehmend darum, mit neuen Mitteln bislang unerschlossene Dimensionen des individuellen Menschen sichtbar zu machen.

Wagner hebt hervor, dass sich dieser Wandel weg von allgemeinen Schemata hin zur Darstellung der Individualität nicht allein auf die Fragestellung der Entwicklung künstlerischer Mittel reduzieren lasse. Vielmehr gehe es im Sinne einer Erweiterung unserer Erkenntnisfähigkeit durch die Entwicklung neuer künstlerischer Mittel auch darum, *unsichtbare Dimension des Menschen zugänglich und sichtbar zu machen*. So habe denn auch Jacob Burckhardt pointiert von der „Entdeckung des Menschen“ in der italienischen Renaissance gesprochen.

Wagner zeichnet im Weiteren zentrale Stufen der Entwicklung künstlerischer Mittel bzw. Darstellungsweisen nach, die zur Herausbildung individualisierter Portraits bzw. Selbstportraits geführt haben. Im Rahmen unserer Arbeit würde es hier zu weit führen, diese Stationen im Detail nachzuzeichnen. Für unseren Zusammenhang ist aber die Erkenntnis interessant, dass Portraits ursprünglich religiösen und/oder kultischen Zielen dienten. Die Züge und Haltungen der individuellen Personen wurden nach allgemeinen Regeln und Schemata so stilisiert, dass die zeitgenössischen Betrachter, die symbolische Bedeutung – unabhängig von der individuellen Person – entschlüsseln konnten. So dienten beispielsweise Abbildungen in Evangelien der

Verbesserung des Seelenheils. Zeittypische Form- und Motivrepertoire wurden schematisch benutzt, um dem Betrachter eine allgemeingültige Botschaft zu vermitteln hinter der das porträtierte Individuum zurücktrat. Wagner spricht hier von einem „Zwiespalt zwischen Individualbezug und formelhafter, personifizierender Darstellung“.¹⁷

Ein neues Stadium sei mit der französischen Kunst des 13. Jahrhunderts erreicht, in der – getrieben vom wachsenden Naturinteresse – die Seelenregungen entdeckt würden, „...ein neues Spektrum menschlicher Regungen, das vom Lächeln bis zum Weinen und Schreien reichen kann“ (ders. S.84).

Im 15. Jahrhundert zeichnet sich Wagner zufolge eine „bildungskünstlerische Erkundung des individuellen Menschen in seiner komplexen charakterlich-körperlichen Disposition“ ab¹⁸, die anzeige, dass der Prozess der Individualisierung in eine neue Phase trete. Symptomatisch sei hierfür die verstärkte Selbsterkundung der Maler im Selbstporträt. In der Folge entwickeln sich eine Vielzahl neuartiger Darstellungsweisen, etwa eine neue Bildregie, in der der Porträtierte den Betrachter direkt anblicke und so eine „neuartige Interaktion zwischen der Realitätssphäre inner- und außerhalb des Bildes“ entstehen lasse, die zu einer neuen visuellen Deutung des Menschen hinzugehöre. Beispielhaft illustriert Wagner diese veränderte Deutung des Menschen anhand der Porträts Jan van Eycks, der in seinen Darstellungen das Auge als Fenster zur Seele entdeckte: „Diese Erschließung des Auges als anthropologischem Schlüsselpunkt des Menschen, als Spiegel seiner Welt und als Fokus seiner potentiellen Interaktion mit dem Betrachter bildete eine zentrale Errungenschaft in der Deutung des Individuums...“¹⁹

Interessant ist weiter die These, nach der die Zunahme realistischerer Darstellungen des Menschen auch auf die Bedürfnisse des aufstrebenden Bürgertums zurückzuführen sei, das sich von den stilisierenden Porträts des Adels habe absetzen wollen, um eine eigenständige Identität hervorzuheben.

Ein Höhepunkt der Hinwendung zum Individuum ist mit der italienischen Malerei der Renaissance erreicht. So trieben insbesondere Antonello da Messina und Leonardo da Vinci den Prozess der Individualisierung voran:

„Noch kompromissloser als seine Vorgänger in der altniederländischen und der italienischen Porträtmalerei hat Antonello da Messina den individuellen Menschen in seiner seelisch-körperlichen Einmaligkeit unter Absehung von äußeren Normierungen und lediglich akzessorischen Verortungen ins Zentrum seiner visuellen Recherche im Porträt gerückt und den Dargestellten im Modus einer – auch durch die mimetische Potentialität des Gesichts – lebendigen Präsenz gezeigt“: Sein >Bildnis eines Mannes < von 1475 steht für eine neue Form der Darstellung, in der die Malerei anstrebt, Tiefendimensionen des unverwechselbaren

¹⁶ In Dülmen (Hg.) (2001) S.79

¹⁷ ders. S.83

¹⁸ ders. S.89

¹⁹ ders. S.92

Individuums sicht- und kommunizierbar zu machen und den Betrachter in einen dialogischen Prozess der Erkenntnisgewinnung einzubeziehen.

Leonardo da Vinci sieht das Porträt als Mittel der Selbsterkenntnis: „Mit Hilfe der äußeren Bewegungen müsse Malerei die inneren Gemütsbewegungen eines Menschen versinnlichen und mit einer Akribie, die ihresgleichen sucht, hat Leonardo an einer Phänomenologie der menschlichen Bewegungen und Regungen gearbeitet.“²⁰ Beim Porträt gehe es nicht um „äußerliche Ähnlichkeit“, sondern darum, den Kern einer Person – in unserer Sprache: ihre *Potentialitäten sichtbar zu machen*.

Wagner sieht die neue Auffassung des Porträts in Albrecht Dürers „Selbstbildnis im Pelzrock“ aus dem Jahr 1500 auf den Punkt gebracht: Seine „christusähnliche Stilisierung eines Frontalbildnisses“ sei nicht als „blasphemisches Dokument einer hybriden Anmaßung eines Künstlers, sondern als Schlüsselwerk eines anthropologischen Selbstverständnisses zu deuten..., das in neuer Form von der *utopischen Idee der selbstverantworteten Freiheit und Selbstbestimmtheit des Menschen* getragen ist.“

Er führt Pico della Mirandola an, der diese neue Auffassung vom Menschen in prominente Worte gefasst habe: So beschreibt er in seiner 1486 verfassten Rede „Über die Würde des Menschen“ den Menschen als „plastes et fctor“, als „schöpferischen Bildhauer seiner selbst“. Fast könnte man angesichts dieser Formel meinen, Mirandola und mit ihm die schöpferischen Kräfte der Renaissance hätten hier schon Einsichten des Konstruktivismus und damit der Postmoderne vorweggenommen, in der der Mensch nun endgültig mit *der Zumutung* konfrontiert wird, *sich permanent selbst zu erfinden*.

Im 16. Jahrhundert wird immer stärker gefordert, dass man die „segreti interni“ bzw. das Innere des Geistes in der äußeren Erscheinung ablesen können müsse, ein Anspruch, der zweifelsohne die Gestaltungs-, aber auch die Erkenntnisfähigkeit des Menschen bei Weitem übersteigt und nicht von Ungefähr in die „*Entdeckung der Unergründlichkeit des Menschen*“²¹ mündet.

Während die Renaissance in Ihrem unerschütterlichen Optimismus kaum Grenzen des Erkenntnis- und Gestaltungsvermögens sieht, greift in der Folge, die *Einsicht über das Abgründige des Menschen* um sich, die zum Teil durch einen verschatteten, verdunkelten Hintergrund bildnerisch inszeniert wird. Problematisiert wird zunehmend auch die *Relativität menschlicher Wahrnehmung*.

Welche Bedeutung haben diese hier knapp zusammengefassten Einsichten, aus der Geschichte der Entwicklung des Portraits bzw. des Selbstportraits für unser Verfahren des Expressiven Selbstportraits? Hierzu einige Thesen:

²⁰ ders. S.97

²¹ ders. S.104

1. Die Entwicklung des Selbstporträts steht in der Tradition des Trends zur Individualisierung im Prozess der Zivilisation.
2. Die Entwicklung der Formsprache der Kunst hat im Portrait zugleich zur *Ausbildung einer neuen Sprache* geführt, die es mithilfe ästhetischer Mittel ermöglicht, einen besonderen Zugang zu sich selbst zu erhalten.
3. Es gibt einen Trend zu Interaktivität der Darstellung.
4. Die in der Renaissance angelegte Idee des Menschen als schöpferischem Bildhauer seiner Selbst, wird im Expressiven Selbstporträt fortgeführt und zu einer neuen Dimension geführt, insofern als hier der Künstler als Mittler in den Hintergrund tritt und gemäß der Beuyschen Formel, dass jeder Mensch tendenziell ein Künstler sei, der „normale“ Mensch, selbst zum Schöpfer werden und sich die *Sprache der Kunst als Mittel der Selbsterkenntnis* aneignen kann.
5. Insofern zielt das Expressive Selbstporträt auf eine demokratische Erweiterung der Möglichkeiten des Menschen zur Selbstschöpfung ab, indem es dem Identitätssuchenden *mit dem Medium ästhetischer Ausdrucksmittel eine den narrativen Zugang erweiternde Erkenntnisquelle* zur Verfügung stellt .

3. Das Expressive Selbstporträt: Selbsterkenntnis durch Gestaltung

Unser kurzer Ausflug in die Geschichte des Selbstportraits sollte deutlich machen, dass hier neben der Herausarbeitung unserer Lebenserzählung im persönlichen Mythos ein weiterer wichtiger Baustein vorliegt, der uns helfen kann, einen vertieften Zugang zu uns selbst zu gewinnen. Geschichtenerzählen und bildnerisches Gestalten sind zwar verwandt, erschließen aber unterschiedliche Aspekte unseres Selbst und liefern uns unterschiedliche Informationen. Wie verbinden wir diese beiden Zugänge in unserem Seminarkonzept?

Wir beginnen unsere Seminare mit einer kurzen Einführung in das Konzept . Anschließend bearbeiten die Teilnehmer/innen zunächst in Einzelarbeit den Interviewleitfadens nach Mc Adams, der einen Fragenkatalog zur eigenen Biographie enthält. Auf der Grundlage dieser selbständigen Bearbeitung bilden sich selbstorganisierte Gruppen, die in ein bis zwei Gruppensitzungen Erfahrungen mit der Arbeit am persönlichen Mythos austauschen und Gemeinsamkeiten und Unterschiede herausarbeiten und uns drei zentrale Einsichten per e-mail übermitteln.

Diese intensive Eingangsphase dient der Einstimmung auf den Wochenendworkshop, auf dem die Teilnehmer/innen ihr Expressives Selbstportrait gestalten und eine gemeinsame Abschlussperformance entwickeln. Bei den Gruppen handelt es sich in der Regel um 40 –200 Teilnehmer/innen.

Um einen Eindruck vom Verlauf und der Wirkung des Verfahrens zu ermöglichen, geben wir hier eine stark komprimierte Darstellung der Erfahrungen Karins, einer Lehramtsstudentin, wider²². Die Auseinandersetzung mit Mc Adams in der Vorbereitungsphase hat sie zur Formulierung folgender zentraler Lebensthemen geführt, die in ihrem bisherigen Leben immer wieder auftauchten:

A . Die Suche nach Gott:

Fragen, die den Glauben an Gott betreffen, Auseinandersetzung mit Zweifeln und einer Form, wie man heute überhaupt als Christ leben kann.

B. Der Kampf der Entscheidungen:

Entscheidungsunfreudigkeit ist ein Charakterzug, der mich immer wieder in schwierigste Situationen bringt. Leute, die mich kennen, wissen, dass jede kleine oder große Entscheidung mich so manche schlaflose Nacht kostet.

C. Die Sehnsucht nach Ordnung und die Vorliebe für Unordnung und Unberechenbarkeit: Ordnung - Unordnung: immer wieder muss ich mich mit mir selbst als unordentliche Person auseinandersetzen, denn ich habe große Sehnsucht nach Ordnung." (Interview Karin, S.1)

Karin erkennt, wie stark ihr aktuelles Erleben durch ihre Herkunft geprägt ist, als Kind von Eltern, die zusammen mit anderen gleich gesinnten Familien in einem Missionswerk arbeiteten und lebten.

Den Leitfaden betrachtet sie als Hilfe zu einer ersten Bestandsaufnahme. Auch wenn sie noch nicht in der Lage ist, ihren persönlichen Mythos explizit zu benennen, so führt sie der Leitfaden doch dazu persönliche Grundtendenzen und Zielrichtungen relativ klar zu beschreiben:

"Ich muss ehrlich sagen, dass mir so eine Art Bilanz trotz der Zusammenfassung meiner Lebenskapitel schwer fällt. Ich kann kein hervorstechendes Hauptthema in meinem Leben erkennen (,) aber ich kann Tendenzen benennen, die meiner Meinung nach an einigen Stellen hervorragen:

1. Die stärkste Tendenz meines Lebens scheint mir die Beziehung zu Menschen zu sein, der Kontakt und die Gemeinschaft mit anderen, in der Gruppe und im Team zu arbeiten und zu leben. Diese Prägung des Lebens im Umgang mit Menschen und den Wert, den ich mir selbst durch andere Menschen gebe (,) zieht sich durch mein Leben wie ein roter Faden.

2. Ein weiterer wichtiger Punkt ist meine Frage und mein Suchen nach einem Sinn, dadurch auch immer wieder ein Hinterfragen von Lebenskonzepten anderer Menschen, da ich ja selbst sehr überzeugt von meinem Glauben zu sein scheine. Aber es ist auch eine Art Begeisterung und

²² ausführlich ist der Fall in Burow & Schmieling-Burow (2005) dargestellt.

Freude darüber, dass ich Gott als liebenden Vater habe und dass es ein Glaube ist, der um das Wohl der Menschen besorgt ist, jedes einzelnen. Das gibt meinem Leben eine Zielrichtung.

3. Meine Sehnsucht nach Ordnung, Harmonie und Einklang ist eine Tendenz, die auch teilweise erkennbar ist.

3.1. Das Expressive-Selbstportrait - ein praktisch-ästhetisches Verfahren

Erster Schritt: "Male Dich so, wie Du Dich fühlst!":

Die Teilnehmer/innen sind in verschiedenen Räumen verteilt. Es stehen Acrylfarben, verschiedene Pinsel, Spachtel und großformatige Malpappen (80cm x 1m) zur Verfügung. Sie erhalten die Aufgabe – ohne lange nachzudenken – ein Bild von sich zu malen, wobei wir darauf verweisen, dass es hier um keinen künstlerischen Anspruch geht und auch keine Interpretation der Bilder vorgenommen wird. Die so spontan entstehenden Bilder bilden den Ausgangspunkt für den weiteren Gestaltungs- und Reflexionsprozess, an dessen Ende die Teilnehmer/innen ihr Ausgangsbild übermalen werden, um so eine neue, selbstreflexive Ebene der Anregung bzw. Erkenntnis zu erreichen. Den Beginn bildet ein schlichter Malauftrag:

"Male Dich so, wie Du Dich fühlst und drücke dich mit den Farben expressiv aus."

Analyse der bildnerischen Mittel:

Nach Abschluss der ersten Phase der praktischen Arbeit erhalten die Teilnehmer/innen einen Analyseleitfaden, der auf die Wahl der bildnerischen Mittel abhebt und mit dessen Hilfe, Sie ihren Gestaltungsprozess selbst analysieren können. Diese Analyse der bildlichen Mittel ist Bestandteil der Abschlussarbeit, die alle nach Abschluss des Wochenendes schreiben. Sie dient der Entdeckung neuer Aspekte sowie der Erhöhung des Reflexionsniveaus. Nachfolgend Auszüge aus Karins Analyse.

"Am Anfang des Malprozesses habe ich erstmal überlegt, wie meine Einstellung zu der Aufgabe überhaupt ist- ob ich mich an die Vorgaben halten soll oder nicht. Des Weiteren habe ich mir überlegt inwieweit ich gegenständlich oder abstrakt male. Danach habe ich relativ zügig angefangen mit malen. Dabei habe ich ganz konkret Felder, Flächen, Gegenstände gemalt, die bestimmte Bedeutungen für mich hatten."

Bei der Beantwortung der Frage, was dargestellt ist, führt Karin aus:

"Das Format ist ein Hochformat; ich als Person bin dabei in der Bildfläche. Ich habe mich in der Halbtotale dargestellt, ich bin dabei für den Betrachter seitlich von hinten zu sehen mit Schildkrötenpanzer und Rücken zum Betrachter, wobei ich meinen Kopf zum Betrachter hinwende, ihn anschau, über meine Schulter hinweg. Dabei nimmt die Fläche meiner Person auf

dem Zeichenkarton ca. 1/3 ein. Als Hintergrund kann ich als signifikant folgende Bereiche einteilen:

1. Ich als Person von Betrachter weg gewandt, den Blick über die Schulter, d.h. eine kritische und distanzierte und auch abweisende Haltung.
2. Bezeichnender Gegenstand ist die Buttermilchdose, da ich jeden Tag Buttermilch trinke.
3. Rot-schwarzer Bereich mit Schriftzügen. Oberer Bildbereich = Kopfbereich, diese Fläche wächst sozusagen aus meinem Kopf heraus und beschreibt das Chaos an Dingen, die ich tun muss, die ich leisten muss, die mir aber auch einfach zuviel werden.
4. Die Basis, aus der ich sozusagen, herauswachse, ist eine Mischung aus Grün, Schwarz, und Braun. Dies steht für die Ruhe und Ausgeglichenheit, nach der ich mich einerseits sehne und die ich immer wieder auch in Gott finde.
5. Undurchdachte Fläche, willkürliche blau-grau-gelb-rot-Gemische, die keine Bedeutung tragen und unwesentlich sind."

Angeregt durch eine Analyse der Verwendung der bildnerischen Mittel schreibt Karin, die Mittel "...haben eindeutigen Bezug zu meiner Wirklichkeit: ich sehe mich, wie in dem Bild dargestellt unter der Last von vielen Dingen (,) die ich bedenken muss, organisieren, ... etc... und nehme gleichzeitig eine kritische Haltung ein ..., was sich gegen andere richtet (,) genauso wie gegen mich. Dabei ist es auch real so, dass ich trotz aller Probleme, Zweifel und dem Stress doch immer wieder Mut habe, Hoffnung fasse(,) was z.T. durch Freundschaften kommt (,) aber auch durch die Beziehung zu Gott, d.h. die Basis". Auf die Frage, warum sie sich so und nicht anders dargestellt habe, sagt sie: "Das frage ich mich auch."

Sieben Schritte zum überarbeiteten Selbstportrait

Die Teilnehmer/innen erhalten nun die Anregung, ca. 20 Minuten ihre Aufmerksamkeit nach „innen“ zu richten, während im Raum ca. 150 Kunstdrucke (zeitgenössische und historische Kunst) ausgelegt sind. Weiterhin sollte jeder ein Blatt Papier und einen Stift neben sich legen. Die eigentliche Meditation erfolgt nun in sieben Schritten:

1. Entspannung

Die Teilnehmer/innen erhalten eine kurze Anleitung zur Entspannung und zur Wahrnehmung der „inneren“ Farben, die sie sehen.

2. Was ist meine optimale berufliche Situation?

Die Teilnehmer/innen (in diesem Fall handelt es sich um Studierende) werden dazu aufgefordert, sich vorzustellen, sie hätten ihr Berufsziel erreicht und eine optimale Umgebung. Wie erleben sie sich? Wie gestalten sie ihren Arbeitsplatz? Wie füllen sie ihre Berufsrolle aus?

3. Bildung eines Satzes oder einer Frage:

Als nächstes erfolgt die Aufforderung, einen Satz oder eine Frage zu den Gedanken, Vorstellungen, Bildern etc. zu bilden, der den Kern der persönlichen Vision prägnant zum Ausdruck bringt.

4. Ausklang der Meditation:

Die Teilnehmer/innen werden aufgefordert, mit ihrer Aufmerksamkeit wieder in den Raum zurückzukehren und sich ihren Satz oder ihre Frage auf dem bereitliegenden Blatt zu notieren.

5. Auswählen eines Kunstdruckes:

Anschließend wird eine Ausstellung von bis zu 300 Kunstdrucken eröffnet, die im Raum verteilt sind, die zunächst betrachtet werden und aus denen sich dann jede(r) einen auswählt. Zu dem gewählten Bild sollen drei Sätze bzw. Assoziationen aufgeschrieben werden, die spontan dazu einfallen. In dieser Phase arbeitet jeder für sich und es finden keine Gespräche statt. Zum Abschluß unterstreicht jeder aus jeder drei gewählten Bildsätze bzw. Bildassoziationen ein Wort.

6. Bildung eines Satzes:

In einem weiteren Schritt sollten diese drei Wörter zu einem Satz zusammengefügt werden. Hier geht es nicht um grammatische oder logische Folgerichtigkeit, sondern es geht darum, sich von den ungewöhnlichen Satzgebilden, die auf diese Weise entstehen, anregen zu lassen. Ein Satz lautete zum Beispiel: „Aus meiner Gitarre scheint die Sonne so sehr, dass die Pferde weinen.“ Man sieht an diesem Beispiel, dass es darum geht über das Medium des Ästhetischen zu neuen Ausdrucksebenen bezogen zu kommen, indem routinisierte Sprach- und Wahrnehmungsmuster zumindest tendenziell zu überwinden und der Durchbruch zu neuen Erkenntnisebenen angebahnt wird.

7. Der selbst gestellte Arbeitsauftrag:

Im nächsten Schritt geht es jetzt darum, das erstellte Portrait in der Weise zu verändern, dass der durch Meditation und die Wahl eines Kunstdrucks angeregte Satz mit bildnerischen Mitteln gestaltet wird. Um im Beispiel zu bleiben. Die Frage stellt sich, wie ich den Satz „Aus meiner Gitarre scheint die Sonne so sehr, dass die Pferde weinen“ in eine Umgestaltung meines Bildes einfließen lassen kann. Die Teilnehmer/innen erhalten eine kurze Einführung in die Möglichkeiten bildnerischer Gestaltung. Bildnerische Mittel sind demnach n.a.: Farbe

(Farbauftrag, Farbkontraste, Farbproportionen etc.), Form (groß/klein, wellig, gerade, diagonal, unterschiedliche Proportionen etc.), Licht (hell/dunkel, etc).

An dieser Stelle ist es interessant, den Satz/die Frage, die Sie in Ihrer Meditation gebildet hatten mit Ihrem Satz, den Sie aus Ihren drei Äußerungen gebildet haben zu vergleichen: Besteht zwischen beiden Sätzen ein Zusammenhang oder nicht?

„Durchdachte Fläche wird auseinandergenommen, um das Wesen ihrer selbst zu hinterfragen.“
Verfolgen wir nun nach dieser Übersicht über die einzelnen Verfahrensschritte, wie sie von Karin, unserem exemplarischen Fallbeispiel verarbeitet werden. Karin wählt aus den im Raum verteilten Kunstdrucken *Marcel Duchamp "Akt die Treppe hinuntergehend"* und notiert sich die folgenden drei Äußerungen, und unterstreicht die für sie wichtigsten Wörter:

1. *Etwas wird auseinandergenommen.*
2. *Das Wesen von Etwas wird hinterfragt.*
3. *Das Bild ist oberflächlich durchdacht, d.h. kompliziert unkompliziert.*

Sie unterstreicht die folgenden Worte

1. *das Wesen hinterfragt*
2. *auseinandergenommen*
3. *durchdacht*

und bildet daraus folgenden Satz:

"Durchdachte Fläche wird auseinandergenommen, um das Wesen ihrer selbst zu hinterfragen."

Dieser Satz, der sich aufgrund von Meditation und Bildassoziation gebildet hat, leitet nun auch den Umgestaltungsprozess ihres bisherigen Bildes: Sie zerschneidet es nämlich und setzt die einzelnen Teile neu zusammen:

"Das neugestaltete Bild (so nenne ich es, da ich es nicht neu übermalt habe, sondern die Neugestaltung durch Schneiden und Kleben komponiert habe) ist eine völlig neue Konstellation der vorhandenen Dinge."

Sie analysiert weiter:

"Ich habe mein Bild auseinandergenommen. d.h.

1. *habe ich alle Flächen weggeschnitten, die ich nur als Lückenfüller benutzt habe, ohne ihr eine Symbolik oder Bedeutung zuzuordnen,*
2. *dann habe ich den Rest des Bildes in rechteckige Formen, soweit das ging, zerschnitten, um diese Elemente dann in einer neuen Ordnung, ihrer Bedeutung und Symbolik entsprechend, anzuordnen und neu aufzukleben."*

Dieser Prozess gefällt Karin offensichtlich, denn mit großer Freude und Lust arbeitet sie an ihrer Zerstückelung und Neuordnung:

"Ich hatte viel Spaß und Lust daran, das Bild zu verändern und umzugestalten, dabei habe ich vor allem auch so Spaß daran gehabt, weil es ja auch um mich ging und ..."

Und weiter:

"Das neugestaltete Bild (so nenne ich es, da ich es nicht neu übermalt habe, sondern die Neugestaltung durch Schneiden und Kleben komponiert habe) ist eine völlig neue Konstellation der vorhandenen Dinge und ich übertrage das auf meine Situation in meinem Leben, in der ich z.Zt. einiges ganz neu für mich formulieren will und muss, zum einen hat das ganz normal mit dem Erwachsenwerden zu tun, zum anderen sind da aber auch einige Ecken und Kanten aus meinen Erfahrungen, aus denen ich selbst immer wieder dem Punkt komme, mich nicht annehmen zu können und dieses muss ich aufarbeiten.

Immer wieder sehe ich mich selbst kritisch, und muss anderen gegenüber eine abwehrende Haltung gegenüber einnehmen aus Angst, dass mein Selbstwertgefühl noch mehr aufgekratzt wird. Genauso wie ich in dem Bild dem Betrachter auch eine abwehrende Haltung zeige."

Auf die Frage, warum sie sich so dargestellt hat, weiß Karin zunächst keine für sie befriedigende Antwort: *"Das frage ich mich auch gerade: ..."*

Sie vermutet: *"Ich wollte anders als alle anderen in der Gruppe ans Werk gehen, ..."*

Auf die Fragen „Wie fühle ich mich jetzt? Welche Erkenntnisse habe ich gewonnen?“ schreibt Karin:

"Jetzt fühle ich einen kleinen Durchblick oder eine Art Zusammenhang dadurch, dass vieles so zueinander gepasst hat: der Satz am Anfang und meine generelle Einstellung, das Wesen von Dingen zu hinterfragen oder auch die Sehnsucht nach Ordnung und dann der Zusammenhang des bildnerischen Verfahrens, in dem ich auch eine "neue Ordnung" geschaffen habe. Dabei spaltet sich immer wieder der Gegensatz zwischen Denken/Ratio und Gefühl/Intuition auf; dabei weiß ich auch jetzt noch nicht, wie ich mit diesen beiden Polen in meinem Leben umgehen kann."

Als Ergebnis ihrer Auseinandersetzung mit dem Leitfaden zum persönlichen Mythos und der Gestaltung ihres Selbstportraits sagt Karin, dass ihr drei zentrale Lebensthemen bewusst geworden seien:

"- Das Wesen hinterfragen, das Wesentlich des Lebens? Dabei Gutes und Schlechtes abwägen oder in neue Ordnungen bringen

- Sehnsucht nach Ordnung

- Einklang suchen zwischen Kopf und Herz"

3.2. Erkenntnisse aus der Fallstudie

Interessant ist, dass Karin G. nach circa 3 Wochen der Seminarleiterin zwei kritische und anregende Briefe geschrieben hat, aus denen hervorgeht, dass sie sich im Anschluss intensiv mit der Frage bzw. der Aufgabenstellung beschäftigt hat, die durch die Auseinandersetzung mit dem Biographiefragebogen Mc Adams und ihrem Selbstportrait angeregt wurde: „Durchdachte Fläche wird auseinander genommen, um das Wesen Ihrer selbst zu hinterfragen“:

Sie schreibt: „Gemeinsam mit einer Kommilitonin habe ich dann in einer sehr spontanen Folge von Ereignissen ein Büro gegründet – „das Büro für Strukturen und Öffentlichkeit.“ Dieses „Büro“ ist aus unserem gemeinsamen Empfinden eines Defizits von Struktur, Transparenz und Austausch an der Kunsthochschule, entstanden.“

Sie schreibt weiter: „Zur Zeit absolviere ich mein Blockpraktikum, welches viel Einblick gibt ins Schulsystem. Gleichzeitig ist das Praktikum aber auch Anlass für Kritik an dem System Schule – soviel könnte dort verändert werden. Es tun sich sogar Kritikpunkte auf, die wir ebenso mit unserem“ Büro“ an der Kunsthochschule entdecken mussten. Insofern scheint auch das künstlerische Arbeiten, die Arbeit am „Büro“ das wissenschaftliche Studium und die Praxis immer wieder vernetzt zu sein.“

Offenbar hat die Auseinandersetzung mit zentralen Fragen und Lebensthemen nicht nur zu einer Erhöhung des Reflexionsniveaus bezüglich persönlicher Entwicklungsaufgaben beigetragen, sondern darüber hinaus eine Sensibilisierung für eine kritische Betrachtung von Studium und zukünftiger Berufsrolle bewirkt. Hier ist eine Relativierung vorzunehmen: Natürlich ist Karin eine überdurchschnittlich engagierte Studierende, die auch in anderen Seminaren hoch engagiert arbeitet und kreative Produkte erstellt. Die Wirkung des Seminars ist also eher katalytisch:

Bereits angelegte Fragen, Wünsche usw. werden durch die Kombination von Biographiefragebogen und Expressivem Selbstportrait bewusst und führen zu einer Zielklärung, die sich dann nicht selten in konkreten Umsetzungsstrategien äußert. Das meinen wir mit dem Terminus: Freisetzung unerschlossener kreativer Potentiale. In diesem Sinne öffnet das Seminar durch eine Erhöhung des Selbstreflexionsniveaus Möglichkeitsräume.

3.3. Identitätsklärung in der Grossgruppe: Die Entdeckung des Kreativen Feldes

In unserem Seminar entstehen innerhalb von zwei Tagen bis zu 200 Expressive Selbstportraits im Format 80 x 1m und es ist nur schwer mit Worten, den überwältigen Eindruck und die Atmosphäre widerzugeben, die entsteht, wenn am Sonntagvormittag nach vollbrachtem Schaffen, die Ausstellung der entstandenen Werke eröffnet wird. Unterstützt wird die außerordentliche Wirkung durch den Raum, das Gießhaus an der Universität Kassel, ein mit einer Kuppel versehener Rundbau, der es zulässt, dass alle Teilnehmer/innen in drei bis vier Reihen im Kreis sitzen. Die Wände des Rundbaus sind über und über bedeckt mit den in expressiven Farben gestalteten ausdrucksstarken Portraits, die zusätzlich mit der Unterschrift des jeweiligen

Kernsatzes versehen sind. Viele der Teilnehmer/innen, die zu Beginn Ängste vor der Gestaltungszumutung verspürt hatten, da sie meinten, sie könnten nicht „malen“, sind überrascht und fasziniert von der Originalität und Vielfalt der Gestaltungen, die in bislang ungekannter Intensität die Einsicht von der Einmaligkeit jedes Teilnehmers vermitteln: Kein Porträt gleich dem anderen und alle haben – in Verbindung mit den Sätzen – eine unmittelbare Ausdruckskraft, der man sich kaum entziehen kann.

Zum Abschluss des Seminars fordern wir die Teilnehmer/innen auf, mit ihrem Portrait im Raum herumzugehen und passende Partner zu finden, mit Portraits, die sie anziehen. Auf diese Weise entstehen Fünfer- bis Siebenergruppen, die eine Stunde Zeit haben, sich über ihre Portraits auszutauschen und mit ihren Bildern eine kurze Performance, Präsentation im Plenum zu entwickeln. Mit der Präsentation dieser Gruppenergebnisse schließt der Präsenzteil der Veranstaltung. Im Rahmen von Studierendenseminaren werden im Anschluss Seminararbeiten verfasst, die den gesamten Prozess dokumentieren, reflektieren, unter Verwendung geeigneter Literatur auf eine analytische Ebene heben und in eine persönlich gehalten Abschlussreflektion münden.

Wie wir aus Befragungen wissen, werden die Porträts oft an zentraler Stelle zu Hause aufgehängt und fungieren als Orientierungspunkt für persönliche/berufliche Ziele, die im Rahmen des Seminar erkannt worden sind und die man weiter verfolgen möchte. Auch entstehen aus der Gruppenbildung über ähnliche bzw. anziehende Porträts oft Partnerschaften, die manchmal in Teams münden, die gemeinsam Projekte planen und umsetzen. Für die Mehrzahl der Teilnehmer/innen eröffnet das Seminar einen völlig neuen Zugang zur eigenen Person, den sie bislang vermisst haben und den sie als Bereicherung erleben. Viele sagen, sie hätten durch dieses Seminar eine größere Klarheit über ihren weiteren Weg gewonnen.

4. Das Expressive Selbstporträt: „Inszenierte Individualität“ oder Selbsterkenntnis?

Nach dieser eher optimistischen Einschätzung der Wirkungen unseres Seminar designs als Instrument der Selbsterkenntnis und der Anbahnung Kreativer Felder, stellt sich die Frage, welchen Stellenwert ein solches Setting vor dem Hintergrund veränderter gesellschaftlicher Prozesse der Identitätsbildung hat. Handelt es sich bei unserem Vorgehen nur um eine Spielart „inszenierter Individualität“, oder beschreibt es einen hilfreichen Weg der Selbsterkenntnis? Der Bamberger Soziologe Gerhard Schulze, der mit seiner Untersuchung „Erlebnisgesellschaft“ aus soziologischer Sicht Formen der Identitätsbildung unter dem Einfluss von warenförmig vorgeprägten Lebensstilangeboten umfassend untersucht hat, gibt uns in dem Aufsatz

„Inszenierte Individualität – Ein modernes Theater“ analytische Kategorien an die Hand, die auch zur Verortung des Expressiven Selbstportraits dienen können.

Individualität, so erfahren wir aus soziologischer Perspektive, sei ein Leitmotiv, mit der die Menschen der Moderne das Besondere ihrer Epoche charakterisieren möchten. So sehe jeder der großen Theoretiker der Moderne unsere Sozialwelt zu immer größerer Individualisierung voranschreiten. Tönnies, Durkheim, Weber, Simmel oder Elias verbinde bei aller Unterschiedlichkeit eine gemeinsame Vorstellung, die Ulrich Beck als Zwang zur Selbsterfindung des Individuums beschrieben hat: Jeder von uns stehe vor der Herausforderung sein Leben in immer höherem Maß als *eigenes* zu gestalten.

Beck hat ja in seinem Klassiker „Risikogesellschaft“ (1996) einen umfassenden Individualisierungsschub als Kennzeichen unserer Gesellschaft charakterisiert: Freigesetzt aus Traditions- und Sozialverbänden ist jeder von uns in wachsendem Maß gezwungen, sich selbst immer wieder neu zu schaffen. Die Kehrseite des Aufbrechens einer bislang ungekannten Vielfalt von Wahlmöglichkeiten ist allerdings der Zwang zur mehr oder minder bewussten Wahl, was angesichts der Komplexität, der unüberschaubaren Widersprüchlichkeit und der Vielfalt der Angebote immer mehr Menschen überfordert. Wo nichts mehr eindeutig und sicher ist, wo es keine allgemeinverbindlichen Regeln und Werte gibt, muss über alles entschieden und um alles verhandelt werden. Wo einstmals schicht- und milieuspezifisch vorgeprägte Lebensverläufe auf ein rasant sich wandelndes den Bedingungen der Globalisierung ausgesetztes gesellschaftliches Umfeld treffen, verlieren die alten Orientierungsmuster an Gültigkeit und wird antizipierende Lebens- und Karriereplanung zu einer existentiellen Herausforderung. Doch nach welchen Kriterien sollen wir entscheiden? Woher sollen wir unsere neue Orientierung bekommen?

In dieser mehrfachen Verunsicherung, die verschärft wird durch eine konkurrenzorientierte, entsolidarisierende Leistungsgesellschaft, wird das Individuum immer stärker vereinzelt und auf sich selbst zurückgeworfen. Schulze meint:

„In der letzten Konsequenz dieser Entwicklung liegt die Suche nach einer individualistischen Ethik bei Foucault, in der die Idee der Lebenskunst im Mittelpunkt steht. Das Projekt des schönen Lebens verfolgt das <Ausleben> der Individualität als oberstes Ziel und wird in der Figur des >Lebensästheten< radikalisiert.“²³

Individualitätstheater?

Dabei speise sich die Wertschätzung des Individuellen in der Moderne aus zwei weit auseinander liegenden Grundüberzeugungen. „Die eine lautet: Individualität ist rational. Die andere: Individualität ist schön.“²⁴ Im „Rationalitätskalkül der Moderne“ meine Individualität: „Handeln

²³ a.a.O. S.557

²⁴ a.a.O.

auf eigenes Risiko und eigene Rechnung, Selbstverantwortung, Mobilität, Herauslösung aus rationalitätsblockierenden Sozialzusammenhängen familiärer, nachbarschaftlicher, ständischer oder religiöser Art. Der soziologische Terminus >Individualisierung< bezeichnet in der Regel das Vordringen dieser Art von Individualität: die Ausweitung des persönlichen Bewegungsspielraums als eine Maxime der instrumentellen Vernunft.“²⁵

Neben dieser rationalen Thematisierung von Individualität habe sich eine „ästhetische“ herausgebildet:

„Man fragt dabei nicht, ob Individualität nützlich, sondern ob sie schön sei; man betrachtet sie nicht als Mittel, sondern als Zweck. Der Mensch will individuell für sich selbst sein, zu seinem Privatzweck.“²⁶

Schulze vertritt nun eine für unseren Zusammenhang folgenschwere These. Während die Geschichte von Individualisierung als rationalem Mittel linear voranschreite und sich als Fortschrittsgeschichte begreifen lasse, verhalte es sich mit der Geschichte der Individualität im ästhetischen Sinn anders. Es habe zwar eine anhaltende Steigerung des Wünschens, Beschwörens und Inszenierens gegeben, doch sei nicht zu erkennen, dass die Individuen damit ihren angestrebten Zielen näher gekommen seien. Im Gegenteil:

„Wir sehen keine Fortschrittsgeschichte, sondern eine Illusionsgeschichte, die sich von einer Inszenierung zur nächsten bewegt – Individualitätstheater.“²⁷

Rekapitulieren wir: Während wir in der Nachzeichnung der Entdeckung des Ich im Portrait einen Fortschritt zeigen konnten, insofern als nicht nur die Reichweite ästhetischer Gestaltungsmöglichkeiten zunimmt, sondern zeitgleich damit auch eine neue Sprache entwickelt wird, die unsere Möglichkeiten der Selbsterkenntnis tendenziell erhöht, leidet das Projekt des Schönen unter aktuellen Bedingungen aus Schulzes, aber auch aus Becks Sicht unter einer leeren Inszenierung des Immergleichen, um einen folgenlosen Tanz ums goldene Kalb des eigenen Selbst. Aus dieser Perspektive heraus könnte man das Expressive Selbstporträt als eine weitere Form des Individualitätstheaters ansehen. Es stellt sich die Frage: Handelt es sich um eine bloße Inszenierung oder wird hier ein Beitrag geleistet, zur Aneignung einer neuen Sprache, die die Fähigkeit zur Selbsterkenntnis fördert und damit der vorherrschenden Tendenz zur instrumentellen Rationalität entgegenwirkt? Beinhaltet der Wechsel von biographischer Analyse des eigenen Mythos zur Gestaltung des eigenen Selbstporträts – etwa als Grundlage einer berufsperspektivischen Selbstreflexion und der gemeinschaftlichen Selbstvergewisserung im kreativen Feld der Anderen – eine neue Erkenntnisdimension, oder handelt es sich um eine folgenlose Inszenierung im Geiste der Zeit? Ist also das Expressive Selbstporträt nur ein weiteres

²⁵ ders. S.558

²⁶ a.a.O.

²⁷ ders. S.559

Instrument inszenierter Individualität oder ist es ein wirkungsvolles Instrument der Selbsterkenntnis?

Jeder Mensch ist besonders

Um einer Beantwortung dieser Frage näher zu kommen, müssen wir zunächst klären, was Individualität bzw. Einzigartigkeit eigentlich ist. Schulze meint, es gehöre zur „Illusionsgeschichte des modernen Individualitätsmythos“, dass erst der moderne Mensch über „Individualität“ verfüge. Ganz im Gegenteil sei sie aber eine anthropologisch gegebene Grundtatsache:

„Die Einzigartigkeit eines Menschen besteht, in dem, was nur dieser Mensch empfindet, >weiß<, will und kann. In Ermangelung eines besseren Ausdrucks kann man dies als sein Innenleben bezeichnen. In jedem Augenblick unseres Lebens ist das Innenleben, allen sozialen Normierungsversuchen zum Trotz, geprägt durch drei individualisierende Kräfte, denen sich selbst der Anpassungswilligste nicht entziehen kann: durch die *einzigartige Lerngeschichte*; durch *Muster der Verarbeitung von Erfahrungen*, die sich in dieser Lerngeschichte entwickelt haben und ebenso unverwechselbar sind; schließlich durch die *singuläre genetische Ausstattung*. Es gehört also zur Natur des Menschen besonders zu sein.“²⁸

Wenn diese Analyse zutrifft, dann machen all die Anstrengungen, die der moderne Mensch unternimmt, um seine Einzigartigkeit sichtbar zu machen und unter Beweis zu stellen, wenig Sinn. Dann bedarf es keiner äußerlichen Zielen geschuldeter Distinktionsstrategien, deren detaillierter Analyse etwa der große Soziologe Pierre Bourdieu sein Lebenswerk gewidmet hat, und deren Form und Funktion man insbesondere in „Die feinen Unterschiede. Zur Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft“ nachlesen kann. Seine Analysen, über die Strategien unterschiedlicher gesellschaftlicher Schichten, ihre Individualität per Distinktionszeichen sichtbar zu machen, sind – wie wir weiter unten sehen – nach Schulze weitgehend überholt, weil sich zwischenzeitlich die klaren Abgrenzungen unterschiedlicher Milieus und Schichten verflüssigt haben.

Erst durch Selbsterforschung können wir unsere Besonderheit erfassen

Während also die Besonderheit als Kennzeichen eines jeden Menschen angesehen werden kann, ist es das Bewusstsein über diese Besonderheit nicht. Nur wenn man sich selbst zum Gegenstand der Selbsterforschung macht, hat man auch eine Chance, mehr über den spezifischen Charakter der eigenen Besonderheit zu erfahren. Hier setzen Mc Adams mit der Herausarbeitung des eigenen Mythos und wir mit der Gestaltung des Expressiven Selbstportraits in gegenseitiger Ergänzung an, wobei die Großgruppe als Hintergrundfolie zur Entdeckung von Unterschieden und Gemeinsamkeiten dienen soll.

Mit Mc Adams Fragenbogen zur biographischen Selbstanalyse ebenso wie mit unserem Fragebogen zur Analyse der ästhetischen Gestaltungspraxis bieten wir eine *Metaebene* an, die erweitert wird, durch die Zumutung an die Teilnehmer/innen, die so gewonnenen Einsichten vor dem Hintergrund geeigneter Theoriezugänge (insbesondere soziologische und psychologische Identitätstheorien) kritisch zu bewerten und damit die eigene Sicht auf das Selbst zu erweitern. Wir stehen hier ganz in der Linie von Schulzes Überlegungen, der ausführt, dass das zur Moderne gehörende Programm der Ästhetisierung sich bewußtseinsmäßig nur erfassen lasse, wenn man sich mit der *Selbstreflexion* auf eine *Meta-Ebene* begeben. *Erst aus der Distanz kann ich mich selbst erkennen.*

Schulze zeigt nun, dass das *Operieren mit Meta-Ebenen Kern modernen Denkens* ist. Als Beispiel führt er die Optimierung einer Produktionsanlage, bei der man zunächst die Ebene des Handelns (der gegenwärtigen Produktionsroutinen), um die Ebene der Beschreibung und Bewertung des Handelns ergänze. Als drittes gebe es noch eine Meta-Meta-Ebene, auf der die Kriterien der Beschreibung und Bewertung ihrerseits zum Gegenstand der Beschreibung und Bewertung gemacht würden. Ähnliche Prozesse werden ja zur Zeit auf der Ebene der Personal- und Organisationsentwicklung im Bildungsbereich eingeleitet, in der Hoffnung so Erziehungs- und Bildungsprozesse optimieren zu können.

Ebenso mehrschichtig funktioniere die moderne Wissenschaft: „Forschungshandeln (Basisebene), methodische Selbstkontrolle beim Forschungshandeln (Meta-Ebene), wissenschaftstheoretische Reflexion methodischer Selbstkontrolle (Meta-Meta-Ebene.) Ein solches Denken gehöre inzwischen zur Alltagsroutine der Menschen.

Aber – und das ist der springende Punkt, auf den Schulze verweist – die Ästhetisierung der Individualität folgt nicht diesem Muster:

„Wesentlich ist die Verbindung unserer inneren Bilderwelt mit Gefühlen, doch den subjektiven Bedeutungskosmos jedes Menschen gibt es nur genau einmal, so dass es nicht möglich ist, diesen in einen intersubjektiven Bedeutungskosmos zu übersetzen. Beispielsweise ist es unmöglich, einem anderen einen Traum genau so zu erzählen, wie man ihn selbst erlebt hat. Das Mitteilbare an einem Traum – Menschen, Gegenstände, Abläufe – ist nur ein schattenhaftes Abbild, das dem wirklichen Traumerlebnis in keiner Weise gerecht wird. Es ist nicht möglich, einen anderen durch jenes Fenster nach innen blicken zu lassen, das einem selbst offen steht.“²⁹

Es gäbe eine unüberwindliche Grenze der Nichtmittelbarkeit. Insofern sind selbst die subtilsten Kunstwerke immer offene Gestaltungen, die erst durch unsere aktive Rezeption, durch unsere eigene Mitgestaltung lebendig werden.

²⁹ ders. S.559

²⁹ ders. S.561

Notwendigkeit ideologiekritischer Analyse

Was bedeuten diese Überlegungen für unsere Fragestellung? Im Expressiven Selbstportrait scheint sich die Angelegenheit auf den ersten Blick etwas anders zu verhalten, da wir es ja selbst sind, die in einem ersten Schritt unseren persönlichen Mythos formulieren und in einem zweiten Schritt die Darstellung und ihre Symbolisierungen hervorbringen, sie also zumindest selbst vollständig verstehen können müssten. Das ist jedoch ein Trugschluss. Denn es ist ja gerade Wesen dieses Prozesses der ästhetischen Selbsterschöpfung, dass wir uns in einer neuen Sprache bewegen, die Unverarbeitetes, Ungekanntes, ja vielleicht Vorbewußtes ans Licht bringt, das uns zunächst als etwas Fremdes gegenüber steht, als etwas das zwar aus unserem Innersten zu kommen scheint, dessen Bedeutung wir aber erst selbst herausfinden müssen. Außerdem sind die uns leitenden Gestaltungsideen und Gestaltungsmittel in hohem Maße beeinflusst durch die uns umgebende und beeinflussende Kultur, so dass wir unter Umständen gar kein individuelles Portrait gestalten, sondern uns in vorgefertigten kulturell vermittelten Schablonen bewegen und damit in die Falle des von Schulze als Inszenierung dekonstruierten Individualitätstheaters laufen. Offenbar ist der Wille des modernen Menschen zur ästhetischen Selbstaneignung, den Schulze konstatiert, nicht leicht umzusetzen, wenn man unter Selbstaneignung umfassende Selbst-Bewusstwerdung und in Anknüpfung an Kant, „Befreiung aus selbstverschuldeter Unmündigkeit“ versteht. Das Gestalten des Portraits kann nur der erste Schritt sein, in einem ideologie- und kulturkritischen Prozess der Selbsterforschung, in dem wir es lernen zu unterscheiden zwischen von außen an uns herangetragenem Selbststilisierungsschablonen und unserem wirklichen Wollen.

Der Wunsch, den Sinn in sich selbst zu finden

Warum aber nimmt der Wille des modernen Menschen zur ästhetischen Selbstaneignung überhaupt zu? Schulze sieht zwei mögliche Gründe:
Zum einen sei dies eine Konsequenz des Zwanges zu instrumentell-rationaler Individualisierung, zum anderen hänge es mit der „Verflüchtigung des Heiligen als Folge modernen Denkens“ zusammen:
„Wenn es einem nicht mehr gelinge, an metaphysische Instanzen der Sinngebung zu glauben, liegt es nahe den Sinn des Lebens in sich selbst zu suchen.“³⁰

Hat die Moderne das Individuum erfunden?

Schulze dekonstruiert nun einen weiteren Mythos: Die Vorstellung vieler erst die Moderne habe das Individuum erfunden, sei in weiten Teilen reinem Wunschdenken geschuldet. Die Moderne sei geradezu charakterisiert durch eine Kultivierung der Individualität als Gemeinschaftsunternehmen:

„Weil Individualität in einem radikalen, nicht >kultivierbaren< Sinn Privatsache ist, gerät jeder Versuch ihrer sozialen Konstruktion und Inszenierung zur Selbstsabotage der ursprünglichen Absicht. Die angebliche Kultivierung der Individualität führt zu ihrem Gegenteil: zur Vernebelung des Besonderen.“³¹

Im Unterschied zum archaischen Menschen, glaube der moderne Mensch, er sei durch Selbstreflexion in der Lage das Besondere seiner Person zu erkennen. Doch die Kultivierung des Individuellen stelle sich im Rückblick als Inszenierungsgeschichte dar. Als Beleg bringt Schulze die Wirkungsgeschichte des Ausnahmegeigers Paganini:

„Seit Paganini gehören der Gesichtsausdruck zwischen Verzückung und Wahnsinn, die über das Gesicht fallenden Haarsträhnen, die wilde Gestik, die exzentrische Kleidung und das Ausreizen der Grenzen des Instruments fast bis zu seiner Zerstörung zum wohlvertrauten Standardrepertoire interpretatorischer Grundmuster, die bei heutigen Popstars immer noch funktionieren – als Symbole einer Aura der Individualität, die Popstar und Publikum vereint und die Wahrheit das Gegenteil dessen ist, was sie zu sein vorgibt. Symbolische Individualität wird in de-individualisierenden Massenereignissen zelebriert.“³²

Bei der Analyse der Expressiven Selbstportraits, die in unseren Kursen entstehen und die auf den ersten Blick auf eine faszinierende Vielfalt von individuellen Ausdrucksmöglichkeiten verweisen, müssen wir uns fragen: Wieviel von unserem Denken, unserem Verhalten, der Auswahl unserer Distinktionszeichen etc. ist unserem inneren Willen geschuldet, ist unverstellter Selbstaussdruck und wie viel ist nur Reproduktion massenkultureller vermittelter Schablonen einer Pseudoindividualität?

Die Klärung dieser Frage ist – nebenbei bemerkt – eine zentrale Herausforderung für angehende Lehrer/innen bzw. Pädagogen/innen, sind sie es doch, die mit den Identitätsbildungsprozessen Heranwachsender und deren Bedürfnis nach Entwicklung und Darstellung von Individualität in besonderem Maße konfrontiert werden. Wie sollen sie mit diesen Bedürfnissen souverän umgehen können, wenn sie sich nicht oder nur wenig über ihren eigenen Identitätsbildungsprozess bewusst sind?

Möglichkeiten gelingender Individualität

Die Ausführungen Schulzes machen darauf aufmerksam, dass ein großer Teil dessen, was wir als Ausdruck von Individualität missverstehen, lediglich auf der Anpassung an vorgefertigte Symbole einer uns alle prägenden Massenkultur beruht, einer Kultur, in der es immer schwerer wird Individualität zu leben und eine eigene, unverwechselbare Identität zu behaupten. Während es etwa in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts noch klar zu unterscheidende

³¹ ders. S.562

³² ders.S.562f

³³ ders. S.566

Klassenzugehörigkeiten gab, die sich auch an den ästhetischen Selbststilisierungen ablesen ließen, haben wir es heute mit einer „Auflösung der ursprünglichen sozialen Homogenität des Massenhaften“ zu tun. Konnte der geniale Vordenker der Soziologie, Pierre Bourdieu noch klare Unterscheidungen etwa nach den Gegenständen mit denen sich jemand umgibt; nach der Musik, die er hört; nach der Kleidung, die er trägt; nach den Begriffen und dem sprachlichen Duktus, den er verwendet etc. vornehmen, so hat sich die Eindeutigkeit dieser Distinktionszeichen heute weitgehend verflüchtigt: So sehr man auch versucht, sich ein unverwechselbare Äußeres zu geben, so sehr ist man doch Bestandteil einer globalisierten Massenkultur, in der man warenförmig produzierte Lebensstilangebote konsumiert, die sich so tief in das eigene Denken und die Bewusstseinsstrukturen eingraben, dass wir immer häufiger deren Herkunft kaum noch erkennen, geschweige uns gegen ihren Einfluss zur Wehr setzen können. Schulze schreibt: „Im Lauf der Zeit verlor der Gegensatz der Wenigen und der Vielen seine Konturen. Das Massenhafte ereignet sich nun ständig und überall in wechselnden Personenkonstellationen, die nur für kurze Zeit Bestand haben und ihre Zusammensetzung ständig ändern. Zu diesen soziologisch amorphen, flüchtigen Massen kann jeder gehören oder auch nicht. Sie verkörpern sich in vielfach übereinander geschichteten Konsumtrends, im Autobahnstau, in Einschaltquoten, Besucherströmen oder Großveranstaltungen wie Bundesligaspielen, Loveparades und Konzertevents.“³³

Damit einher gehe allerdings auch eine Neubewertung des Massenhaften, das nun nicht länger verachtet, sondern gesucht und bewundert wird:

„Reichweiten, Marktanteile und Verkaufserfolge werden als zentrale gesellschaftliche Ereignisse gefeiert. Kein Trend entgeht den Medien.“³⁴

Als Konsequenz sieht Schulze die Ausbildung einer neuen Form der „Individualitätsillusion“, die nicht zuletzt der kapitalistischen Warenvielfalt geschuldet sei:

„Inzwischen steht für jeden Geschmack ein ausdifferenziertes Arsenal von Symbolen und Habitustypen zur Verfügung, die als >individuell< kodiert sind. Es gibt kaum ein Produkt, das nicht mit der Botschaft angeboten würde, gerade der Konsum dieses Produkts bringe die Individualität des Konsumenten zum Ausdruck.“³⁵

Damit einherginge die Auflösung klar umrissener Milieus, das bloße Gefühl der momentanen Zugehörigkeit sei ausreichend, langfristige Gemeinschaft sei eher unerwünscht. Daher werde es immer fragwürdiger, ob es noch stabile Subkulturen und Milieus gäbe:

„Die Menschen sind mehr und mehr zu Grenzgängern geworden, zu abwechslungsorientierten Kulturkompositeuren, zu Wählenden einer Menüwelt.“³⁶

³³ ders.S.577

³⁴ a.a.O

³⁵ ders. S.578

³⁶ ders.S.579

Ein wenig wirkt Schulzes Darstellung wie ein düsteres Katastrophengemälde, in der der Einzelne unrettbar in der nivellierenden Masse versinkt und nur noch Getriebener der vielfältigen Lifestyleangebote einer unablässig sich neu erfindenden Konsumdiktatur ist. Nicht mehr Descartes „cogito ergo sum“, sondern „consumo ergo sum“ scheint gefragt zu sein. Trotz der Übermacht inszenierter Individualität hält Schulze aber „gelingende Individualität“ für möglich, auch wenn sie unspektakulär daherkomme und eher in gesellschaftlichen Randbereichen anzutreffen sei. Seine anregende Darstellung leidet allerdings unter dem Manko, dass er der wichtigen Herausforderung „gelingender Individualität“ nur wenige Zeilen widmet und im Gegensatz zu seiner detaillierten Darstellung der Fehlentwicklungen merkwürdig unbestimmt bleibt. So sei gelingende Individualität soziologisch unauffälliger als die inszenierte, kollektiv schematisierte und deshalb illusionäre Individualität:

„Sie redet nur nach innen und schweigt nach außen. Sie äußert sich bestenfalls in Spuren wie Tagebüchern, Briefen, Gesprächen, Büchern und Kunstwerken.“³⁷

Unser Seminar verstehen wir in diesem Sinne, als einen *Versuch, Prozesse gelingender Identitätsbildung durch aktive Gestaltung und anschließende metareflexive Selbstaneignung zu fördern*. Es stellt sich die Frage, was aus Schulzes Überlegungen für unseren Versuch, dem persönlichen Mythos auf die Spur zu kommen folgt. Ja, mehr noch: Ist es möglich über die vorgängige Erarbeitung des persönlichen Mythos sowie die anschließende Gestaltung eines Selbstportraits, nicht nur Aufschluss über die eigene Besonderheit zu erhalten, sondern auch anschlussfähig zu werden, für die Bildung eigenständiger, unverwechselbarer Kreativer Felder (vgl. Burow 1999, 2000), die aus selbstbewußten Individuen bestehen, die sich ihrer Individualität nicht nur bewusst sind, sondern die ihre einmalige Besonderheit, ihre unverwechselbare Identität auch als Quelle gegenseitiger Anregung und Bereicherung zu nutzen wissen? Aus Sicht der Theorie des Kreativen Feldes können wir ja unsere individuellen kreativen Potentiale erst in der synergetischen Begegnung mit Anderen Entfalten. Meine Defizite sind die Andockpunkte für Synergiepartner, mit deren Hilfe aus meinen Schwächen Stärken werden und umgekehrt. Erst durch die Schaffung eines geeigneten Anregungsfeldes, eines Kreativen Feldes, kann ich das ausschöpfen, was an Potentialen in mir steckt. Die Herausarbeitung des persönlichen Mythos und die Gestaltung des Selbstportraits unterstützen mich darin, mich selbst und meine Möglichkeiten besser zu verstehen. Indem wir uns diesem Selbst-(er-)findungsprozess in der Großgruppe unterziehen wird Vielfalt in faszinierender Weise sichtbar und nutzbar für die Schaffung meines persönlichen Kreativen Feldes.

³⁷ ders. S.580

5. Das Expressive Selbstportrait als Instrument des Abbaus von Aggression und der Förderung von Selbstbehauptung und Zivilcourage

Sicher werden Sie sich jetzt fragen, was unsere bisherigen Ausführungen und unser Verfahren des Expressiven Selbstportraits mit dem Kongressthema Aggression, Selbstbehauptung und Zivilcourage zu tun haben. Wir meinen, dass die Auseinandersetzung mit dem persönlichen Mythos und dem eigenen Selbstbild in besonderer Weise dazu geeignet sind, destruktive Potentiale zu erkennen und abzubauen, sowie darüber hinaus die Fähigkeiten zu Selbstbehauptung und Zivilcourage nachhaltig zu stärken. Beginnen wir mit der Frage der Aggression.

Wie unterschiedlichste Untersuchungen³⁸ zum Entstehen von Aggression bzw. Destruktion zeigen, spielen Strategien der Aus- und Abgrenzung eine entscheidende Rolle. Wie Harald Welzer jüngst in einer erschütternden Studie über Holocaust und Genozid beschrieben hat, sind grauenhafte Massenmorde von Auschwitz bis Ruanda nicht – wie wir intuitiv vermuten – von pathologischen Monstern begangen worden, sondern überwiegend von normalen Durchschnittsmenschen, die in entsprechenden Tests keinerlei Abweichung zeigten. „Täter - Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden“ lautet seine Studie, die zeigt, dass Genozide mit der Ausgrenzung einer Gruppe beginnen, der aufgrund ihrer scheinbaren Andersartigkeit, elementare Menschenrechte abgesprochen werden. Entscheidend ist dabei die Bildung eines besonderen „Referenzrahmens“, der es einem ermöglicht, das eigene Handeln als sinnvoll und notwendig zu rechtfertigen. Welzer schreibt:

„Einer der Schlüssel dafür, dass dieses Einrichten so problemlos möglich war, liegt darin, dass Menschen fähig sind, ihr Handeln in jeweils spezifische Referenzrahmen einzuordnen (>es war eben Krieg<, >es war eben Befehl<, >ich fand es grausam, aber ich musste es tun<), die es erlauben, ihr Handeln als etwas von ihrer Person unabhängiges zu erleben.“³⁹ Die technologische Funktionsrationalität des Handelns, die in modernen Organisationen immer stärker gefordert ist, unterstützt Prozesse der Abspaltung und Ausgrenzung, an denen wir alle beteiligt sind.

Kennzeichen moderner Gesellschaften ist nach Ulrich Beck⁴⁰ der Individualisierungsschub, die Freisetzung aus sozialen und kulturellen Sinn- und Traditionsverbänden, die uns zwingt, unsere Identität immer wieder neu zu schaffen und die ein ungestilltes Verlangen nach Zugehörigkeit entstehen lässt. Wir alle sitzen so tendenziell in der „Individualisierungsfalle“, so der Titel meiner eigenen Untersuchung⁴¹ zu dieser Frage. Dieses unerfüllte Bedürfnis nach Zugehörigkeit kann aber die eine entscheidende Quelle für ein neuerliches Aufbrechen von Destruktion bilden.

³⁸ z.B. Fromm, E. (1985). Anatomie der menschlichen Destruktivität. Hamburg:Rowohlt sowie der bereits zitierte Harald Welzer.

³⁹ Welzer H. (2005). Täter, S.15

⁴⁰ Vgl. Beck U. (1986). Risikogesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp.

⁴¹ Burow O.A. (1999). Die Individualisierungsfalle. Kreativität gibt es nur im Plural. Stuttgart: Klett-Cotta.

Bezogen auf den Holocaust und das Destruktionssystem der Nazis behauptet Welzer nämlich, dass die entscheidende Frage nicht darin bestünde, wie 1939 in Polen und ab 1941 in Russland ganz normalen Männer zu Mördern werden konnten, sondern „wie ab 1933 eine weit überwiegende Mehrheit bis dato ganz normaler Menschen sich dafür entscheiden konnten, an einem ungeheuer schnell sich vollziehenden Prozess der tätigen Ausgrenzung teilzuhaben, ohne darin – abgesehen von Ausnahmen menschlichen Bedauerns – etwas besonders Schlimmes zu erblicken. Etwas, das von ihrem Wertesystem dramatisch abweichen würde.

Mir scheint, man kann das alles nur verstehen, wenn man sich klarmacht, dass in einem sozialen Gefüge lediglich eine einzige Koordinate verschoben werden muss, um das Ganze zu verändern – um eine Wirklichkeit zu etablieren, die anders ist als die, die bis zum Zeitpunkt der Koordinatenverschiebung bestanden hatte. *Diese Koordinate heißt soziale Zugehörigkeit.*⁴²

Mit der Bewusstmachung des persönlichen Mythos und der Gestaltung der Expressiven Selbstportraits in der Großgruppe leisten wir einen Beitrag zu einem vertieften Verständnis des eigenen Gewordenseins und der vielfältigen Möglichkeiten schöpferischer Selbstgestaltung. Wir leisten einen Beitrag zur Aufklärung des eigenen „Referenzrahmens“. Aber mehr noch: Es entsteht ein offener Raum vielfältiger Ausdrucksmöglichkeiten, der dazu ermutigt, sich als diejenige Person zu erkennen und zu gestalten, die man ist. Im Kreativen Feld der vielfältigen Einzelnen können Gemeinsamkeiten entdeckt und Unterschiede als Bereicherung erfahren werden. Es entsteht im wahrsten Sinne des Wortes ein buntes Gemeinschaftsbild. Jede Person wird ermutigt sie selbst zu sein. Soziale Zugehörigkeit entsteht über das Prinzip demokratischer Vielfalt. Der ästhetische Prozess der freien Selbstgestaltung eröffnet einen Zugang zu bislang unerschlossenen Potentialen und stellt damit ein Gegenmittel, gegen den Prozess der Vermessung und Verzweckung der Menschen dar. Insofern werden auch Selbstbehauptung und Zivilcourage gefördert. Wie wichtig die Erfahrung und Gewährleistung von Vielfalt in Gruppen und Gesellschaften ist hat übrigens jüngst James Surowiecki, in seiner faszinierenden Untersuchung mit dem Titel „Die Weisheit der Vielen“⁴³ gezeigt. Er kann erklären, welche Bedingungen gegeben sein müssen, die es möglich machen, dass Gruppen klüger sind als Einzelne und wie wir das kollektive Wissen für unser wirtschaftliches, soziales und politisches Handeln nutzen können. Eine solche Gruppe braucht Vielfalt und eine kreative Mischung unterschiedlichster Personen. Mit der Herausarbeitung ihres persönlichen Mythos, lernen die Teilnehmer/innen ihr unverwechselbares Profil kennen; mit der Gestaltung ihres Selbstportraits drücken sie es in einem für alle sichtbaren Zeichen aus und schaffen so die Grundlage für das Entstehen eines kollektiven Kreativen Feldes, das ein Ort von Selbstbehauptung und Zivilcourage ist und damit gegen Destruktion immunisiert.

⁴² Welzer H. (2005) S.248

Literatur:

- BECK U. (1986). Risikogesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp
- BLACKWELL C.W. & BLACKWELL A.H. (2004). Mythen. Bonn: mitp-Verlag.
- BOURDIEU P. (1987). Die feinen Unterschiede. Zur Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt: Suhrkamp.
- BUROW O.A. (1999). Die Individualisierungsfalle. Kreativität gibt es nur im Plural. Stuttgart: Klett-Cotta.
- BUROW O.A. (2000). Ich bin gut – wir sind besser. Erfolgsmodelle kreativer Gruppen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- BUROW O.A. & HINZ H. (Hg.) (2005). Die Organisation als Kreatives Feld. Evolutionäre Personal- und Organisationsentwicklung. Kassel: kassel university press
- BUROW O.A. & SCHMIELING-BUROW C. (2005). Art-Coaching. Das expressive Selbstportrait als Weg zur Klärung der persönlichen und beruflichen Identität im Pädagogik-Studium. In: Burow & Hinz (2005, S.247-278
- DEUTSCHES HISTORISCHES MUSEUM Berlin (2004). Mythen der Nationen. 1945. Arena der Erinnerungen. Begleitmaterial zur Ausstellung.
- DOMMERMUTH-GUDRICH G. (2005,8). 50 Klassiker Mythen. Hildesheim Gerstenberg.
- DÜLMEN, R.v. (2001). Die Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln: Böhlau.
- FROMM, E. (1985). Anatomie der menschlichen Destruktivität. Hamburg:Rowohlt.
- MC ADAMS D.P. (1996). Das bin ich. Wie persönliche Mythen unser Selbstbild formen. Hamburg: Kabel
- SCHULZE G. (2001). Inszenierte Individualität – Ein modernes Theater. In: Dülmen, R.v., S.557-580
- SUROWIECKI J. (2005). Die Weisheit der Vielen. Warum Gruppen klüger sind als Einzelne und wie wir das kollektive Wissen für unser wirtschaftliches, soziales und politisches Handeln nutzen können. München: C. Bertelsmann
- WAGNER C. (2001). Porträt und Selbstbildnis. In: Dülmen, R.v., S.79-108
- WELZER H. (2005). Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden. Frankfurt: S.Fischer.

Verfasser:

Prof.Dr. Olaf-Axel Burow
STR Christel Schmieling-Burow

Informationen & Kontakt:

www.uni-kassel.de/fb1/burow
www.selbstportrait.net

⁴³ Surowiecki J. (2005). Die Weisheit der Vielen. Warum Gruppen klüger sind als Einzelne und wie wir das kollektive Wissen für unser wirtschaftliches, soziales und politisches Handeln nutzen können. München: C. Bertelsmann.

